



Kompetente Antworten auf brennende Fragen aus Politik und Gesellschaft geben Experten heute beim Aha Festival in Luzern – eine exklusive Auswahl.

Angenommen, ich habe noch nie ein Theaterstück von William Shakespeare gesehen: Mit welchem steige ich ein?

«Hamlet», ohne Frage. Seit mehr als 400 Jahren ist das Shakespeares beliebtestes Stück, die Hauptrolle ein Magnet für Schauspieler – Männer wie Frauen. Hamlet gelingt es auf verblüffende Art, zu den Hoffnungen und Ängsten unserer Gegenwart zu sprechen. Seine Handlung ist ungewöhnlich leicht zugänglich, und es steckt verdammt viel drin: Es ist die grossartige Geschichte einer Rache. Es ist ein Krimi. Und eine Geistergeschichte. Aus einer anderen Perspektive betrachtet, ist es eine Geschichte über internationale Politik und eine Nation, die von einer militärischen Invasion bedroht ist. Es ist ein packendes

Familiendrama, eine unglückliche Liebesgeschichte und ein Vorläufer des Bildungsromans (wie Goethe in «Wilhelm Meisters Lehrjahre» richtig verstanden hat). Dazu noch ein bisschen Selbstmord, Inzest, Brudermord, eine Geschichte in einer Geschichte, ein Duell und einige der schönsten und herzerreissendsten Monologe, die je geschrieben wurden. Und Sie werden verstehen, warum, nur wenige Jahre nach der ersten Inszenierung, ein Zeitgenosse Shakespeares, Anthony Skoloker, schrieb, dass es Hamlet gelungen sei, allen zu gefallen. Er hatte recht.

James Shapiro ist Professor an der Columbia University in New York. Er gehört zu den besten Shakespeare-Kennern.

Ist die Kleinfamilie das beste Modell des Zusammenlebens?

Verglichen mit welchen anderen Formen des Zusammenlebens? Dem Clan, der Grossfamilie, der Mehr-Ehen-Familie, der Einelternfamilie? Und an wem wäre es, die verschiedenen Formen sozialer Verbände zu hierarchisieren und in bestes Modell, zweitbestes oder schlechtes Modell einzuordnen? Es wäre ziemlich überheblich, die bürgerliche Kleinfamilie als das beste Modell, unabhängig von der jeweiligen Gesellschaftsstruktur und der jeweiligen Kultur, zu postulieren. Denn genau das ist der Punkt: Die Art und Weise, wie Menschen miteinander leben, wird enorm von den sie umgebenden Umständen beeinflusst. Welches Modell als das beste angesehen wird, hat sich im Laufe der Menschheitsgeschichte immer wieder verändert und wird sich auch künftig weiter verändern. Die Vorstellung der Kleinfamilie ist rela-

tiv neu und unter spezifischen historischen Bedingungen entstanden. Dabei ging es darum, eine ganz bestimmte Aufgabe zu erfüllen: nämlich die zu jener Zeit als zentral erachteten Werte und Normen im Kleinen zu repräsentieren und erzieherisch an die nächste Generation weiterzugeben. Anhand der aktuellen Veränderungen in Familienlebensformen erleben wir gerade wieder: Es gibt grosse Unterschiede zwischen Familienformen, weil es ein ausdrückliches Bedürfnis der Menschen ist, mehr Freiheit bei der individuellen Gestaltung ihrer familialen Arrangements zu haben. Vor dem Hintergrund dieser Ausführungen dürfte klar sein, dass es viele Menschen gibt, die in einer bürgerlichen Kleinfamilie leben wollen, aber eben auch viele, für die dies nicht die passende Familienform ist.

Diana Baumgarten ist Soziologin und assoziierte Forscherin am Zentrum Gender Studies der Universität Basel.

Woran erkenne ich, ob ich einen problematischen Pornokonsum habe?

Stellen Sie sich folgende Fragen:

1. Beschäftige ich mich obsessiv mit sexuellen Fantasien?
2. Verbringe ich immer mehr Zeit, und verwende ich immer mehr Geld auf der Suche nach intensiveren Reizen? Beobachte ich an mir selbst also eine Toleranzentwicklung und Dosissteigerung?
3. Kann ich meine sexuellen Fantasien und Verhaltensweisen nicht mehr steuern?
4. Wirkt sich mein Pornokonsum negativ auf meine

Leistung in der Schule, im Beruf, auf meine Finanzen, meine Beziehungen oder meine Gesundheit aus?

5. Isoliere ich mich zunehmend, und verliere ich die Freude an meinen bisherigen Interessen?
6. Erlebe ich Entzugserscheinungen wie Gereiztheit, Unruhe oder Verstimmung, wenn ich einige Tage auf Pornografie verzichte?

Wenn Sie eine oder mehrere Fragen mit «ja» beantwortet haben, sollten Sie erwägen, sich professionelle Hilfe zu suchen.

Heike Melzer führt eine privatärztliche Praxis für Sexual- und Paartherapie in München. Jüngst erschien von ihr «Scharfstellung – Die neue sexuelle Revolution».

Weiss ein Algorithmus besser als ich, welcher Partner zu mir passt?

Die kurze Antwort lautet: nein. Die längere Antwort ist komplizierter: Dating-Plattformen verwenden Algorithmen, um die Reihenfolge auszuwählen, in der wir Profile sehen. Diese Reihenfolge ist entscheidend, wenn wir die Profile bewerten. Ein sehr attraktives Profil wirkt sich zum Beispiel negativ auf das nachfolgende aus. Das heisst, nach einem sehr attraktiven Bild bewerten wir die folgenden strenger. Noch ein zweiter Aspekt des Onlinedatings verändert unsere Art, wen wir auswählen: Datingprofile sind so angelegt, dass wir schnell viele Informationen über eine Person erhalten – über ihre Werte, Einstellun-

gen, Interessen –, und basierend auf dieser Information neigen wir oft dazu, Menschen schnell abzulehnen. Wenn wir Menschen hingegen offline treffen, betrachten wir das Gegenüber ganzheitlicher. Wir registrieren Herzlichkeit, Humor und die Chemie zwischen uns. Wenn wir eine Person auf dieser Ebene mögen, sind Hobbys oder Einstellungen vielleicht nicht so wichtig für unsere Entscheidung, sie zu daten oder nicht. Kurz gesagt, Onlinedating ändert die Art, wie wir Partner auswählen, wählt jedoch nicht Partner für uns aus.

Nicola Fox Hamilton ist Doktorin der Philosophie und der Cyberpsychologie am Institute of Art, Design and Technology in Dun Laoghaire in Irland. Sie forscht zu Onlinedating.

Was unterscheidet den Menschen noch von einer Maschine?

In manchen Bereichen kann künstliche Intelligenz kognitive Leistungen erbringen, die weit über das Menschenmögliche hinausgehen: Suchmaschinen im Internet, der computerbasierte Aktienhandel oder die Erkennung bestimmter Erkrankungen, beispielsweise der Netzhaut. Andererseits hapert es bei der Ausführung einfacher Aufgaben wie etwa beim Ausräumen eines Geschirrspülers. Maschinen sind also in Spezialgebieten sehr gut, verfügen aber bisher nicht über eine allgemeine und flexible Intelligenz, die auf Neues reagieren kann. Eine philosophisch umstrittene Frage ist, ob durch reine Erhöhung der Rechenkapazität kognitive Leistungen mit menschlicher Qualität erreichbar sind. Ich bin da skeptisch. Echtes Verstehen geht anders, als auf einen Input mit dem richtigen Output zu reagieren. Auch die Qualität

von Gefühlen kann man so nicht reproduzieren. Und nicht zuletzt haben Menschen einen freien Willen, der wesentlich darauf beruht, die Gründe des eigenen Handelns immer neu zu reflektieren. Auch diese Fähigkeit lässt sich nicht durch eine Erhöhung der Rechenkapazität erreichen. Ein bislang unterschätzter Aspekt in der Debatte ist die menschliche Tendenz zur Anthropomorphisierung: Wir neigen dazu, Gegenstände, die menschenähnlich aussehen oder sich menschenähnlich verhalten, als denkende und fühlende Wesen wahrzunehmen, selbst wenn wir wissen, dass sie es nicht sind. Letztlich ist es die Ausübung unserer moralischen Fähigkeiten – insbesondere auch gegenüber Wesen, die nicht zu unserer Spezies gehören –, die uns zu Menschen macht.

Catrin Misselhorn ist Inhaberin des Lehrstuhls für Wissenschaftstheorie und Technikphilosophie der Universität Stuttgart. Zuletzt erschien von ihr: «Grundfragen der Maschinenethik».